Der Sohn der Hagar.

Roman von Paul Keller.

(15. Fortsetzung.)

Wenn ihn dann Hartmann bediente, plauderte er verdrossen eine halbe Stunde mit ihm, bekam ihn bald satt und behauptete plötzlich, Hartmann müsse sich mehr um seine Bauernwirtschaft kümmern. Den ganzen Tag in der Gaststube sitzen, sei nicht für ihn. Frau Hartmann bediente die Gäste, das war ihm lieb, denn er vertrug sich nicht mit ihr. Blieb der Flederwisch, die Lore. Mit der hatte er immer Krieg. Sie hatte keinen Respekt vor ihm. Früher paßte ihm das, da nahm er sie gern mal an den rosigen Ohren, jetzt fand er sie leichtsinnig und kindisch und knurrte sie an, wenn sie ihm absichtlich eine uralte Zeitungsnummer vorlegte oder sonst einen Possen trieb.

Oft quälte er sich lange und ging im Ende doch nach der Küche hinüber, wo er sich brummend und mit irgend einer Ausrede einschmuggelte und die Christel fand, die er eigentlich in der Gaststube erwartet hatte. Dann saß er auf einem Küchenstuhl und erzählte gleichgültige Geschichten. Und er war friedlich in sich. Es war ihm immer, als hätte er den ganzen Tag lang nur gesen einen Stuhl gesucht, als könne er auf keinem anderen ruhen. Die Christel polterte nie bei der Arbeit, wie die Jettel, sie stellte nie eine dumme Frage, sie gab nie eine klaberne Antwort, wie die Jettel. Sie verstand ihn, ja sie konnte ihm sogar widersprechen, ohne ihn zu reizen. In dieser Küche war keine böse Einsamkeit, hier war Friede und stille Freude.

Einmal trat Robert Winter ein. Er hatte nur etwas zu bestellen. Dabei hustete er leicht.

„Sie haben sich wohl erkältet, Robert?" fragte Christel besorgt.

„Ach, das hat nichts zu sagen, Christel," sagte der und ging. Dr. Friedlieb gab dem Kohlenkasten einen Fußtritt.

„Was das für ein „Gechristel" und „Geroberte" is! So'n blödsinniger Lausehusten hat gar nichts zu bedeuten."

Christel sah ihn erschrocken an, wandte sich um und schwieg.

Das brachte den Doktor in Verlegenheit. Einen schweigenden Gegner konnte er nicht gebrauchen, wenn er schimpfen wollte. Als das Mädchen still und mit ernstem Gesicht weiterhantierte, hatte er das peinliche Gefühl, eigentlich sei er ein Grobian, der Ursache hätte, sich selbst am Kragen zu kriegen und hinauszuwerfen.

„Ich will ja nich schimpfen," begann er aufs neue, „aber wegen meinem bissel Husten — tja, natürlich dürfen Sie ihn ja fragen, — selbstverständlich, — und da hat ihnen — da hat Ihnen kein Deibel was reinzureden, — ich meine nur auch bloß, so schlimm is es nich — und Sie können ihm vorläufig Spitzwegerich, Fenchel und Hirtentaschelkraut untereinanderkochen, — ja, das is ja richtig, — aber das „Robert" sagen und dann, — dann kurzweg „Christel", — das — das wundert mich eben."

Da sah sie ihn mit ihren tiefen Augen, die er so liebte an ihr, ernst aber freundlich an und sprach:

„Er arbeitet für meine Eltern, ich arbeite für meine Eltern; deswegen sagt er „Christel" zu mir und ich „Robert" zu ihm. Und Freundlichkeit braucht er, denn er ist ein sehr armer Mensch."

Stand der Herr Dorfreformer da mit rotem Kopf.

„Freundlichkeit braucht er! Tja! Sie meinen, der Dr. Friedlieb das ist 'n alter Esel — reden Sie nich drin, das weiß ich besser, — 'n alter Esel, der erst die Leute anfäßig macht und sie dann schlecht und ohne alle Freundlichkeit behandelt. Haben recht, Christel, haben recht! Ich bin ein Unglückskerl! Eh' ich mich's versieh', bin ich grob, ungerecht, schmaziig und ruppig. Haben ing recht! Freundlichkeit! Da liegt der Hase im Pfeffer. Mit Freundlichkeit läßt sich die Welt erobern. Die liebe Sonne am Himmel ist weiter nischt als freundlich. Na, Christel, geben Sie mir Ihre Hand, — Ihre gute Hand, — Sie wissen ja — das heißt, Sie wissen eigentlich gar nichts, — Sie haben gar keine Ahnung, — nein, nein, wirklich, Sie haben keine blasse Idee, — die Hauptsache ist, daß es eben wirklich weiter nichts is, wie Freundlichkeit, — wie — wie — na, wie soll ich sagen? — wie ganz gewöhnliche christliche Nächstenliebe!"

Sie sah den Mann, der ihre Hand festhielt, ernst an und schwieg.

So standen sie ein paar Sekunden lang. Da lief ein Zittern durch Dr. Friedliebs Hand.

„Christel,—Christel, ist es mehr, — ist es noch etwas anderes?"

Er ließ ihre Hand los.

„So wollen Sie ihn heiraten?" fragte er tonlos.

Sie machte eine heftige Geberde.

„Nein — nein!"

Dann wandte sie sich ab von ihm. Er stand noch eine Minute lang mit gesenktem Haupte da, dann ging er zur Küche hinaus.

Er ging nach Hause und saß lange am Fenster seines Arbeitszimmers. Sein großes, stolzes Haus lag auf einer Anhöhe, und man konnte von da das Tal übersehen. Friedliche Nacht dort unten. Kein Sturm und böses Wetter. Heimlich blitzten die rötlichen Lampenlichter auf, und der Doktor wußte, daß friedliche Menschen im Tale wohnten. Wohl hatte so mancher seine Kümmernis, aber keines einen schweren Kummer. Ohne daß er's wollte, fiel dem Doktor ein, er habe wohl Anteil, habe wohl sein Verdienst an diesem Frieden. Da schüttelte er den Kopf. Nun, ja, ein paar Dutzend Menschen hatte er das Leben gerettet, aber das hätte ein anderer Arzt auch getan, ein paar ruinierten Existenzen hat er wieder aufgeholfen, ein paar leichtsinnige Galgenstricke vor Schande und Zuchthaus bewahrt. Stimmt! Aber weiter nichts als Pflicht gewesen. Wer weiter nichts als seine Pflicht tut, braucht sich nicht zu rühmen. Kommt gerade noch mit „genügend" durch beim Herrgott! Und wenn er nebenbei ein alter Esel ist wie er, der seinen eigenen Vorteil verpaßt, die Blume an seinem Wege höchstens mit der klobigen Stiefelsohle berührt anstatt mit suchender Hand, braucht er sich nicht zu beschweren und keine Grimassen zu schneiden, wenn ein anderer kommt, der klüger ist als er.

Aber schwer is es — schwer!

Schwer stützt er sich aufs Fensterbrett und legt den Kopf auf die Hand. Die Uhr schlägt wieder. Da richtet sich Dr. Friedlieb auf. Seine Hand ist feucht. Zornig wischt er sie an seinem Rocke ab. Dann springt er energisch auf und zündet das Licht an.

Einen Bogen Papier nimmt er und schreibt darauf: 45 = 24.

„Na, da sieh' hin, alter Herr! 45 = 24. Viel kannst du nicht mehr von Mathematik, aber das weißt du doch noch: 45 = 21 ist keine Gleichung. Da ist eine ganz erschreckliche Differenz von 21. Von 21 Jahren! Weißt du, was 21 Jahre sind im Menschenleben? Was das für eine Kluft ist? Und dann guck mal in den Spiegel! Bilde dir ja nicht ein, du seist ein strammer Kerl, bei dem noch kein Härlein grau ist. Du hast rechts in der Kopfecke einen Ministerwinkel und links einen, und auf dem Wirbel steht das Buschwerk schwach. Hast eine Warze an der linken Schläfe und einen in der Mitte geteilten Vollbart, der gar nicht modern ist. Hast überhaupt eine Visage, die dir selber nicht gefällt, viel weniger einer Frau. Und bist ein grober, klobiger, schnauziger, ruppiger Kerl, den jeder Ladenkommis mit seiner Höflichkeit aussticht. Der keinen Schritt tanzen, kein amüsantes Gespräch führen kann, dem keine zarte Liebesritterlichkeit einfällt, und wenn er nachdenkt, daß er schwitzt. Du und ein vierundzwanzigjähriges Mädchen! Etablier' dich als Erbonkel, und wenn du an Hochzeit denkst, dann sehne dich nach dem Ehrenposten eines Trauzeugen!"

So, jetzt war er fertig mit sich! Jetzt hatte er sich die Wahrheit gründlich gesagt. Jetzt mußte er ruhig werden.

Aber eine Viertelstunde später saß er wieder am Fenster und starrte in die Nacht hinaus.

Die Christel! Die Christel!

Das war ja nicht um das Mädel, das war ja um ihre liebe, freundliche Seele.

Und immer kam die Hoffnung wieder. „Nein," hatte sie gesagt, „nein", „nein!" auf seine Frage, ob sie den Musikanten heiraten wolle. Aber so sprechen alle Mädchen, die ihre Liebe nicht verraten wollen. Der Christel war es wohl ernst mit ihrem Nein. Aber sie wollte den Musikanten nur deshalb nicht, weil sie die Eltern fürchtete. Ihre Liebe gehörte doch dem Fremden.

Eine Frau ohne Liebe wollte Dr. Friedlieb nicht, und Liebe — Frauenliebe, meinte er, könne er nie verdienen.

* * *

Indes war der, auf den sich des Doktors Neid richtete, einsamer als alle. Aeußerlich fehlte ihm nichts. Christels Fürsorge erriet alle seine Wünsche. Sie verbesserte seine Kost, legte ihm heimlich Speck oder Schinken auf die Brotfullen, steckte ihm Zigarren in die Sonntagsjacke und suchte ihm die Arbeit zu erleichtern, wo sie konnte.

Der Musikant als armer Kerl glaubte, das alles annehmen zu dürfen, aber eine rechte Freude hatte er daran nicht.

Abends, wenn er in seine Schlafkammer kam, fand er gewöhnlich unter seinem Kopfkissen ein paar auserlesen schöne Aepfel.

Er kannte die milde Hand, die sie hingelegt hatte, aber er segnete sie nicht und aß die Aepfel mit gutem Appetit, aber ohne Freude.

Einmal jedoch, als er sich wie gewohnt nach der rundlichen letzten Atzung griff, kam er erst ins Spucken und Schimpfen, dann aber lachte er laut und glücklich.

Er hatte in eine rohe Kartoffel gebissen.

Die hatte die Lore hingelegt.

An diesem Abend schlief er selig ein, und seine Träume waren sonnig und glücklich, waren voll Klang und silbernem Lachen.

Der düstere Abend der Pohlsdorfer Kirmes war längst vergessen. Lore hatte ihm gesagt, er müsse sich getäuscht haben, ein anderes Paar gesehen haben im unsicheren Nachtlicht, denn sie sei von der Seite ihrer Begleiterin, der Fischer Selma, nicht gewichen.

Das hatte eine schwere Last von seiner Seele genommen. Und doch kam alle Tage neue Sorge. Alle Tage lachte die Lore mit irgend einem jungen Burschen. Dann leuchtete ihr Gesichtlein, dann flatterten die blonden lockigen Haare um ihre weiße Stirn, und dem Burschen, mit dem sie sprach, glänzten die Augen.

Um die Christel kümmerte sich kein Mensch. Und auch Robert erlag dem blonden Zauber, und Lores rohe Kartoffel schmeckte ihm besser, als Christels schöne Aepfel.

Er war oft ungerecht gegen das stille Mädchen und undankbar in in seinem Herzen. Ihre Fürsorge war ihm lästig, weil er mehr und mehr zu dem Gedanken kam, sie sei in ihn verliebt. Auch der schlichte Mann will ja das Weib erobern, nicht finden. Ein paarmal war er ungeduldig, ungezogen gegen die Christel. Und wenn er daran dachte, sie heiraten zu sollen, faßte ihn ein tiefinnerer Schauer, den er nicht verstand, faßte es ihn wie Krankheit in der Seele, wie stilles Entsetzen.

Unschlüssig, verwundert, ratlos war er oft.

Warum war sie so freundlich? Warum kam sie ihm so sehr entgegen? Oft, wenn er seine Mahlzeit hatte in der Küche, merkte er gar wohl, wie ihre großen Augen an ihm hingen. Dann überlief es ihn heiß, und eine schwere Unruhe überkam ihn.

Was wollte sie? Sie war ein so reiches Mädchen. Bekam sie sonst keinen? Oder warum gefiel er ihr so? Er wollte nicht, daß er ihr gefiel, er wollte ihre Fürsorge nicht mehr, er wollte lieber hungern, ohne diese Liebe, die ihm widerstand.

Gut, daß er ihr das silberne Herzchen damals nicht gegeben hatte, gut, daß er es der Lore geschenkt hatte, die es freilich noch nie getragen hatte, nicht einmal am Wochentag.

Als der November zur Neige ging, war die Christel plötzlich verändert. War noch stiller und wie einen Schein blasser. Steckte ihm nichts mehr zu, legte ihm keine Aepfel unter das Kopfkissen, wurde flammend rot, wenn er sie traf und ging ihm aus dem Wege. Ganz verwirrt war sie.

Er hatte sie beleidigt. Das tat ihm leid, denn gut war sie, gut und lieb. Auch hübsch, wenn er es recht bedachte. Nur, daß er sie nicht lieben konnte, nicht so, wie die Lore.

Sie war wohl eifersüchtig.

Immer ratloser wurde er, immer einsamer.

Da, als er einmal allein beim Abendbrot saß, kam sie wieder und setzte sich ihm gegenüber. Sie war sehr blaß und mußte sich Mühe geben, zu reden.

„Ich möchte mich einmal aussprechen mit Ihnen, Robert. Ich hab' Zutrauen zu Ihnen und ich weiß wohl, daß Sie mich nicht verraten werden, wenn ich Ihnen etwas anvertraue."

„Ja — ja — natürlich nicht!" würgte er heraus.

„Ich bin sehr — sehr unglücklich. Sehen Sie, ich bin jetzt vierundzwanzig Jahre alt. Wenn mein Bruder Berthold vom Militär zurückkommt, wird er wahrscheinlich heiraten und die Wirtschaft übernehmen. Die Eltern gehen dann in den Auszug, und ich bin hier übrig. Ich muß dann fort. Neben einer jungen Frau hätte ich keinen Platz. Ich muß dann in ein fremdes Haus in Stellung, denn bei den Eltern will ich nicht bleiben. Das wird mir sehr schwer werden. Am besten wär' es für mich gewesen, ich hätte auch heiraten können."

(Fortsetzung folgt.)

— **Unverfroren.** Dame (entrüstet, im Krankenzimmer): „Was, bei mir erbetteln Sie sich das Essen für Ihren kranken Mann, und hier steht ein großer Krug Bier vor seinem Bett?" Frau: „Bier hat ihm der Arzt nicht verboten, gnädige Frau!"

Neues aus

Natur- und Heilkunde

Das Wärmegesetz des Lebens.

Von R. H. Francé-München.

Noch nie hat die Natur den Großstädtern einen so eindringlichen Vortrag über das Wärmegesetz des Lebens gehalten, wie in diesem Winter. Eine banal gewordene Tatsache, daß sich die Tätigkeiten des menschlichen Körpers nur bei einer gewissen Temperatur vollziehen, wird durch die Erfahrungen jedes Tages in ihre tausend Vorbedingungen, Begleitumstände und Komplikationen zerlegt, gewissermaßen in eine Serie grundlichster physiologischer Experimente am eigenen Leibe zum Bewußtsein gebracht.

Aber trotz der unerwünschten Gründlichkeit dieses Dozenten geht doch das eigentliche Gesetz allen denen, die es erleben, verloren, weil es sich eben nicht im Ablauf des einzelnen, sondern nur in dem der Gesamtheit und innerhalb einer gewissen Zeitdauer als Maß und Zahl ausspricht, die allein Messungen und damit unveränderliche Beziehungen festzustellen gestatten, denen man den Namen Naturgesetz beilegt.

Was sich im subjektiven Gefühl als Frieren bei Kälte ausdrückt, ist eine Vorsichtsmaßregel des Nervensystems, durch die dem Körper angezeigt wird, daß sich bei längerem Aufenthalt, in dieser Temperatur Stockungen des Lebensbetriebes einstellen würden. Die beweglichen Organismen flüchten vor der Kälte in glücklichere Länder. So wandern die Zugvögel oder die kleinen Wanderspinnen. Oder sie nehmen das unwirtliche Klima mit Gleichmut auf, weil sie entweder für eine Verminderung der Wärmeabgabe oder für ausgiebige Heizung Sorge tragen. Der Mensch steht mit diesen zwei Erfindungen des Pelz- und Wolletragens und der Verwendung von Verbrennungswärme nicht allein. Schon die Bäume schützen sich durch mächtige Korkdecken in der Rinde vor dem Erfrieren, mit dem Erfolg, daß auch bei 20 und 25 Grad Frost im Innern der Baumstämme immer noch 1—2 Grad Wärme herrschen. Den Winterpelz des Wildes kennt jedermann; man denkt nur meist nicht daran, daß Fuchs und Schaf und die kleinen Nager und Raubtiere des Nordens eigentlich die „Erfinder" der Pelze, wir Menschen aber nur die Mörder oder Räuber der eigentlichen Erfinder sind. Auf eine Heizung — allerdings nicht mit Kohle, sondern mit Tran — aber geht der Wärmeschutz der Robben, Wale und ähnlicher Nordlandstiere zurück, die sich im Eismeer durch Verzehren sehr fetthaltiger Nahrung ein „Speckränzlein" zulegen, das bei Kälte durch den Stoffwechsel allmählich verbrannt wird.

Was machen aber die Unglücklichen, denen weder Auswanderung möglich ist, noch Pelze oder fetthaltige Nahrung zur Verfügung stehen? Zu ihnen gehören alle Insekten, fast alle Muscheln, Korallen, Würmer, überhaupt drei Viertel der gesamten Schöpfung. An ihnen tritt groß und in ewigem Gleichmut des eherne Wärmegesetz des Lebens in Erscheinung. Ihnen ist in Zeit und Raum nur dort das Leben gestattet, wo die Temperatur nicht unter 0 Grad sinkt.

Die Tatsache wirkt wie eine große Neuheit und steht doch allerorten jedermann vor Augen. Die Organismen sehen sich dort, wo es einen Winter im Ring der Jahreszeiten gibt, gezwungen, ihr gesamtes Leben auf die sechs bis acht Monate— oder auch nur die wenigen Wochen (Hochalpen, Polargegenden) — einzuschränken, die frostfrei sind. So handeln in unserer Heimat sozusagen alle Insekten. Das ist mit eine der Hauptursachen, warum sie klein und unbedeutend sind. Sie kriechen meist im April oder Mai aus dem Ei und vollenden ihres Daseins Kreis in der Regel so frühzeitig, daß im Oktober, vor dem Eintreten der ersten Fröste, auch schon ihre Brut wieder wohlgesichert in schützenden Hüllen dem Winterschlaf und dann der großen Auferstehung entgegensehen kann. Es sind nur Ausnahmen von dieser Regel, wenn manche Schmetterlinge oder die Stubenfliegen und Stechmücken überwintern.

Auch die Pflanzen passen sich scharf an dieses Wärmegesetz des Lebens an. Jede von ihnen ist dabei von einer andern Fähigkeit im Ertragen niederer Kaltegrade und bestimmter Frostperioden. Den Moosen und Flechten ist es nirgends auf Erden zu kalt, und das ist die Ursache, warum man noch auf den höchsten Bergen und selbst am Kältepol Moose und Flechten auf den Felsen findet. Aber alle Gewächse, die Holz bilden, also Bäume und auch die ansehnlicheren Sträucher, brauchen dazu eine wenigstens 60 Tage lang währende frostfreie Zeit im Jahr.

Das ist des Rätsels Lösung, warum in einer bestimmten Höhe im Hochgebirge oder an einer gewissen Linie in Europa, Asien und Nordamerika plötzlich jeder Wald, d. h. der Baumwuchs aufhört. Das Wärmegesetz verbietet es. Ueberall, wo der Sommer kürzer als zwei Monate währt, ist den Bäumen die Zuzugserlaubnis versagt. Dieses Gesetz ist die wahre Ursache, warum jedes Land und jeder Himmelsstrich seine ganz bestimmte Pflanzenwelt hat. Die Hasel kommt nur bis Südschweden vor, weiter nördlich wächst sie nicht. Die Wallnußbäume enden im Rheintal mit dem Odenwald. Der indische Lotos blüht noch in Sizilien, aber nicht mehr in Neapel.

Und wie mit den Pflanzen, so steht die Sache auch mit den Tieren. Die festsitzenden oder langsam wandernden Tiere sind dem Wärmegesetz absolut untertan. Sogar die schwimmenden gehorchen ihm weit mehr als man ahnt. Es gibt eine Stelle auf Erden, wo man das mit Händen greifen kann. Nördlich von England, bei den sturmumtosten Faröer-Inseln, treffen zwei Meeresströmungen zusammen. Eine warme zieht dort vorüber nach Norden, eine kalte kommt ihr entgegen und flutet nach Süden. Die Folge dieses Zusammentreffens sind ununterbrochene atmosphärische Stockungen. Das Wetter von Europa, die Depressionen, die von Westen über Deutschland ziehen, werden dort geboren. Das warme und das kalte Wasser läßt sich nur an einer scharfen Grenzlinie, die die Seeleute den „Cold-wall" nennen, genau erkennen. Beide Strömungen haben eine grundverschiedene Tierwelt. Wer von der einen Seite in die andere gerät, geht zugrunde.

Am allerschärfsten ausgeprägt ist dieses Wärmegesetz bei den kalkbildenden Tieren des Meeres. Kalk wird nur dort gebildet, wo das Wasser warm ist, in kalten Meeren also nur im Sommer. Korallen, die wichtigsten Kalkbildner, können nur in einem Meer leben, das niemals kälter denn 20 Grad Celsius ist. Das ist so gewiß, daß eine Karte der Korallenriffe auf Erden auch eine Karte der warmen Meere ist.

Und dieses Gesetz war natürlich auch zu allen Zeiten gültig, so daß die Wissenschaft aus den Funden von vorweltlichen Tieren und Pflanzen einfach auch die Geschichte des Klimas der Vorwelt ablesen konnte. So erklärt es sich, warum sie mit Sicherheit weiß, daß es zur Steinkohlenzeit warm, zur Zeit der Jurasaurier heiß in Deutschland gewesen, wie jetzt in Afrika. Denn sie hat Pflanzen gefunden, die es bezeugen, und sie hat Korallenriffe in ganz Süddeutschland aufgedeckt, die von einem Korallenklima erzählen.

Bis in die feinsten Einzelheiten kann sie auf diese Weise von den Tagen der Vorwelt Kunde erlangen und eine Geschichte des Klimas mit weit größerer Zuverlässigkeit schreiben, wie man etwa die Weltgeschichte längst vergangener Zeiten wiederherstellen kann. Ihre Dokumente sind nicht gefälscht, und ihre Zeugen lügen nicht . . .

Das alles steckt im schlichten Begriff des Wärmegesetzes und erzählt seine bunte und tiefsinnige Geschichte dem Kundigen, wenn das Gesetz ihn selbst in diesen Tagen des Winters zwingt, immer wieder sich ein künstlich wärmeres Klima zu verschaffen, als das ist, dem wir trotzen wollen und letzten Endes doch nur kümmerlich, nur in einem steten Ringen um das bißchen Leben trotzen können.

* * *

Jugend und Sport.

Von Dr. R. Friedmann (Vorwärts).

Mens sana in corpore sano, das heißt: ein gesunder Geist wohnt nur in einem gesunden Körper. Die Wahrheit dieses altlateinischen Sprichworts gilt auch heute noch. Das deutsche Volk liegt besiegt und durch eine grausame Hungerblockade zermürbt, an Körper und Seele zusammengebrochen am Boden. Die bange Frage, ob wir untergehen oder weiter bestehen werden, beschäftigt alle. Trotz aller Gegensätze und Schwierigkeiten dürfen wir die Hoffnung auf eine Wiedergeburt Deutschlands nicht verlieren.

Ein neues Leben kann aber nur aus der geistigen und körperlichen Erstarkung unserer Jugend erblühen. Schon sehen wir denn Männer der Feder, der Schule und der Medizin eifrig am Werke, um die Gesundheit der Jugend zu fördern, und ihr gemeinschaftliches Losungswort heißt: Sport. So hat erst jüngst der berühmte Berliner Chirurg Prof. Bier Vorschläge zur sportlichen Betätigung der Jugend der Tagespresse unterbreitet, und ebenso ist ein diesbezüglicher Antrag der Nationalversammlung eingereicht worden.

Das leuchtende Beispiel des klassischen Altertums, die griechischen Wettspiele zu Olympia, erschienen vielen als ein Allheilmittel, anderen wiederum gefällt die Nachahmung der strengen Schule der Spartaner mit ihrer methodischen Gewöhnung an Strapazen und Entbehrungen. Indessen begnügen sich die meisten Vorkämpfer damit, den Jugendsport ohne Einschränkung und nähere Angabe von Einzelheiten zu empfehlen. Hierin liegt nun die Quelle einer großen Gefahr verborgen. Darum möchte ich als Arzt, der einigermaßen Erfahrungen auf dem Gebiete des Sports besitzt, rechtzeitig meine warnende Stimme erheben.

Zunächst muß es Aufgabe der Gemeinwesen sein, die Schuljugend von sachkundigen Aerzten untersuchen zu lassen, ob sie überhaupt oder für welchen besonderen Sport sie geeignet erscheint. So ist mir von vielen Lehrern übereinstimmend bekundet worden daß eine große Unlust der Schüler zum Lernen vorhanden ist, daß sie leicht ermüden und vor allem eine geradezu erschreckende Denkträgheit zeigen. Die Lehrer wissen es am besten, daß nur die Unterernährung an allen diesen Dingen schuld ist, und sie sind einsichtig genug, gerade den sittlich verwahrlosten Kindern, deren Zahl sehr beträchtlich sein soll, ihre besondere Liebe und Aufmerksamkeit zu schenken.

Daher ist jeglicher Sport, der mit irgendwie erheblicher Körperanstrengung verbunden ist, von Uebel, denn er würde nur dazu dienen, die Unterernährung zu fördern. Auch dürften aus diesem Grunde schon Geräteübungen beim Turnen, Springen und Laufen in vielen Fällen ärztlich zu verbieten sein. Jedenfalls erscheint mir eine möglichst sorgfältige ärztliche Untersuchung, die sich besonders auf die Funktionsprüfung des Herzens, der Lungen, der Nieren und der Bewegungsorgane erstreckt, unerläßlich, ehe ein Schüler für sportfähig erachtet wird.

So sehr nun aber vom ärztlichen Standpunkt gerade beim Sport die größte Vorsicht geboten ist, so kann nicht dringend genug die Gymnastik für die Jugend empfohlen werden, die sich vor allem auf Freiübungen und Spiele mit leicht sportlichem Charakter bezieht. Auch die sogenannte schwedische Heilgymnastik ist hierzu vortrefflich geeignet. So habe ich selber diese Art von Gymnastik im Lazarett Buch mit Turnlehrern und besonders für diesen Zweck ausgebildeten Schwestern und Unteroffizieren bei fast allen Arten von Kriegsverletzungen mit ausgezeichnetem Erfolg angewandt.

An der Spitze dieser Leibesübungen stand die Atemgymnastik, die vor allem den Stoffwechsel äußerst günstig beeinflußt; sie sollte deshalb zum Programm jedes Turnlehrers gehören. Gewiß sind die bekannten sechs schulgemäßen Uebungen nach den Pausen von großem Nutzen, aber sie genügen doch nur für den Augenblick, ihre Wirkung ist nicht nachhaltig. So habe ich denn gemeinschaftlich mit dem Gymnasiallehrer Herrn Arno Kober aus Halensee eine große Anzahl von Uebungen zusammengestellt, die, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhend, nicht nur die Atemmuskeln, sondern auch den ganzen Körper in den Dienst der Atmung stellen; auch Gruppenübungen sind darunter, die nebenbei zugleich ästhetisch wirken.

Schon die beständig zunehmende Lungentuberkulose zwingt uns, alle Waffen zu ihrer Bekämpfung zu gebrauchen, und so möchte ich gerade bei dieser schrecklichen Volkskrankheit der Atemgymnastik das Wort reden. Für Schüler mit schwachen Lungen, denen nicht klimatische und andere Heilfaktoren zu Gebote stehen, kann es nach meiner Ueberzeugung kaum etwas Besseres als Atemübungen zur Gesundung geben.

Was nun aber den eigentlichen Sport anbetrifft, so muß von vornherein jegliche Art von schwerem Charakter, wie z. B. die sogenannte Schwerathletik, als für Schüler völlig ungeeignet verboten werden. Auch ist die Schule nicht dazu ausersehen, eine Bildungsstätte für beruflichen Sport zu sein und ebensowenig hat sie die Aufgabe zu erfüllen, zur Meisterschaft und zur Rekordleistung die Jugend zu erziehen. Dagegen ist der leichte Sport so mannigfaltig, daß er in allen seinen Zweigen, wie z. B. Schwimmen, Rudern, Schlittschuhlaufen, Rodeln, Hoch- und Weitsprung, Stafettenlaufen u. a. in den Schulen alles bietet, was sie zu ihrer körperlichen Ertüchtigung brauchen. Auch Rasen- und Wettspiele gehören hierher, besonders alle Arten von Ballspiel, Fußball und das schöne italienische Boggiaspiel.

Mußte Banditen „tränken und füttern". Ein Einbruch, der an bodenloser Frechheit alles übertrifft, ereignete sich in der Großen Allee in Hamburg. Hier drangen vier unbekannte Männer in die Wohnung des Bücherrevisors Henschel, zwangen ihn mit vorgehaltenem Revolver, ihnen Wein und Essen vorzusetzen. Dann mißhandelten sie Henschel in schwerer Weise, banden ihn und raubten aus einem Geldschrank, dessen Schlüssel sie sich hatten geben lassen, Gold- und Silberwaren im Werte von über 100,000 Mark. Nach Ausübung der Tat verschwanden sie unbehelligt.

Der Bär im Bündnerland. Im „Fr. Rätier" wird auf Grund von exakten Zeugenaussagen nachgewiesen, daß im Sommer 1919 nicht nur in mindestens zwei Revieren des Engadins deutliche Anzeichen eines Bären entdeckt worden sind, sondern im östlichen Grenzgebiet sogar ein Bär mit zwei Jungen tatsächlich auf bündnerischem Boden bemerkt worden ist.

Wer alles verachten möchte, soll nur getrost bei sich selbst anfangen.

Allerlei für's Haus.

Konservierung der Schuhsohlen. Wenn man die Sohlen mit Kopal-Firniß bestreicht und dies nach jedesmaligem Trocknen des Anstrichs mehrmals wiederholt, so werden sie wasserdicht und halten so lange wie das Oberleder. — Ein noch billigeres Verfahren besteht darin, daß man die Sohlen so oft mit warmem Leinöl bestreicht, als sie etwas davon in sich aufnehmen. Solche Sohlen halten dann wenigstens noch einmal so lange, als andere.

Glas zu versilbern. Um Glas innerhalb weniger Minuten mit einem gleichmäßigen Ueberzuge spiegelblanken Silbers zu versehen, bringt man feinst zerteiltes weinsaures Silberoxyd, das sich in destilliertem Wasser befindet, in eine Schale und gießt vorsichtig eine verdünnte Ammoniaklösung zu, bis beinahe alles weinsaure Silberoxyd aufgelöst ist. Es darf sich jedoch kein Ammoniakgeruch bemerkbar machen und eine kleine Menge des Silberoxyds muß noch ungelöst bleiben. Der gereinigte Gegenstand wird nun in diese Lösung gebracht, worauf derselbe binnen 10 Minuten versilbert ist. Zur Verstärkung des Ueberzuges ist ein öfteres Wiederholen dieses Verfahrens notwendig.

Das Lüften der Krankenzimmer ist oft mit Schwierigkeiten verbunden, da der Kranke vor Zugluft geschützt werden soll, diese aber für ein ordentliches Lüften erforderlich ist. Da ist es praktisch, einen aufgespannten Regenschirm als Schutz für den Kranken zu benutzen. Der Kranke wird dadurch wenig behindert und spürt selbst von starker Zugluft nichts. Besonders bei Kindern ist dieses Schutzmittel sehr angebracht. Sie liegen unter dem Schirm wie in einem Zelt, können die Händchen frei bewegen und beliebig auch spielen, während sie das Bedecken mit einem Tuch oder einer Decke, wie es vielfach den Kranken gegenüber bei Zugluft angewendet wird, höchst ungern dulden und sich auch bald davon zu befreien suchen. Auf diese Weise kann man ohne Unbequemlichkeit mehrmals am Tage lüften, was für Krankenzimmer unerläßlich ist.

Das Stricken von Kniewärmern. 1½ Strang gute Strickwolle, 1 Spiel Stahlstricknadeln, eine mittelstarke Stahlhäkelnadel, Aufschlag 116 Stiche; verteilt wie folgt: 40 Stiche auf zwei Nadeln, 36 Stiche auf eine Nadel. Man stricke 2 rechts, 2 links bis zur Länge von 4½ Zoll. Erste Kniehälfte: 24 Stiche hin und her glatt abstricken. Zunehmen an jedem Ende der Nadel um einen Stich, bis nur noch 48 Stiche von den ersten 2 rechts, 2 links gestrickten Stichen übrig sind. Zweite Kniehälfte: Anstatt wie bei der ersten Hälfte an jedem Nadelende zuzunehmen, nehme man nun jedesmal um einen Stich ab, bis nur noch 24 Stiche auf der Nadel liegen wie beim Beginn des Knies. Jetzt hebe man auf jeder Längsseite der 24 Stiche je 22 Stiche auf, genau wie bei der Ferse eines Strumpfes, verteile die Stiche wieder, 116 in allem, und stricke wie am Anfang 4½ Zoll lang, 2 rechts, 2 links. Da das Knie selbst glatt gestrickt wird, achte man darauf, daß die zweiten 4½ Zoll mit den ersten 4½ Zoll Rippengleichlaufen. Zur Verschönerung des Wärmers häkelt man oben und unten eine kleine Zackenborte.

Sodbrennen ist eine häufige Klage von Personen, die mit irgend einer Magenkrankheit behaftet sind; aber auch unter den Einflüssen vieler genossenen Speisen und Getränke kann es bei empfindlicherem Magen leicht auftreten, besonders wenn sie derartig beschaffen sind, daß sie durch Gährung organische Säuren erzeugen oder die Säuren schon vor dem Genuß enthalten, wie z. B. junger Wein, junges Bier, Essig, Obst, Zuckersachen, ranziges Fett, Kohlarten und vieles andere. An diese Möglichkeit ist immer zu denken, und jene Speisen, die erfahrungsgemäß Sodbrennen erzeugen, sollten aus dem Speisezettel entfernt werden. Als einfachstes Mittel dagegen werden Alkalien angewendet, um die Säure im Magen zu neutralisieren. Am meisten wird das doppelkohlensaure Natron (Bicarbonate di Soda) bevorzugt, doch gerade was der Konsument besonders daran schätzt, nämlich die reiche Entwicklung von Kohlensäure, hat, besonders bei allzu häufigem Gebrauche, viele Nachteile für den Magen, weshalb die gebrannte Magnesia in vielen Fällen vorzuziehen wäre. Man nimmt davon ¼ Teelöffel voll nach jeder Mahlzeit in Wasser, aber ungezuckert, weil auch Zucker häufig zu Sodbrennen Anlaß gibt.

Wenn wir unseren Kindern noch so viele Lehren geben, genügt dies manchmal nicht; wenn aber unsere Kinder uns nur eine Lehre geben, genügt dies immer.